

Der Mann, der den schönsten Baum suchte : eine Parabel

Autor(en): **Hayek, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1938-1939)**

Heft 24

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672534>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

peinlicher Gewissenhaftigkeit ein Abbild der ehemaligen Göttin unter den Kathedralen. Was einstens viele Generationen mit handwerklichem Fleiß gen Himmel formten, bis es als gewachsene Schöpfung, gleichsam aus fruchtbarer, frommer, trächtiger Erde emporsprießend, einmalig schön wie eine riesige Wunderpflanze mit zierlichen, kunstvoll geformten Blattrippen im Winde stand, das bildete ein technisches Jahrhundert mit Maschinen sich nach, bis es äußerlich der an schwerer Verwundung Verstorbenen wieder glich. Das Antlitz dieser Kathedrale ist ein Ganzes, Unzerteiltes, sowohl in der Summe aller Bauteile, wie in den Teilen selbst, die in ihrer inneren Geschlossenheit zwar an sich vollendet sind, jedoch den vollkommensten Sinn ihres architektonischen Daseins erst aus dem ganzen Kunstbau erhalten. Die herrliche Stirnfassade dieses gotischen Wunderwerkes ist ein übersteigertes Naturschauspiel,

aus kunstfertigem Schöpfungsgefühl einer einstmals glücklicheren europäischen Menschheit herausgeschaffen. Ein kühn und doch unendlich schwebend hingestelltes Gebirge, dessen Höhlen und Nischen und Felsvorsprünge von Meisterhänden zu zarten Bildnissen und pflanzlichen Ornamenten veredelt wurden. Üppig wie die Natur selbst, ist dieses göttliche Werk doch nicht von wilder, willkürlicher Schönheit. Die menschlich erdachte und konstruierte Mathematik aller vollkommenen Harmonie bildet den Grundakkord des ganzen architektonischen, zu Stein geformten Orgelbrausens. Symbol ewiger Schönheit und Kunst, in deinem Abbild zu Reims mögest du weiterleben, über unsere arm gewordenen, finsternen Tage hinaus in eine sinnvollere, göttlichere Zeit hinein, deren Geschlechter wieder das strahlende Zeichen der wahren Menschengröße und -würde auf der Stirn tragen.

Richard Ott.

Alter Park.

Altes bröckelndes Gemäuer,
Moos und Zwergfarn in den Ritzen.
Durch die schwarzen Eiben blißen
Grell zerflockte Sonnenfeuer.

Hiße kocht im Land und glutet:
Hier im moosigen Verstecke
Duftet herb die Buchsbaumhecke,
Feucht von Nelkenrot durchblutet.

Schwarzes, nasses Erdreich lagert
Unter Kräutern geil und mastig,
Oben wirrt sich dünn und hastig
Astwerk, alt und abgemagert.

Hinter eingeroosteten Riegeln
Schlafen flüsternd Lied und Sage,
Wacht das Tor, daß niemand wage
Sein Geheimnis zu entsiegeln.

Hermann Hesse.

Der Mann, der den schönsten Baum suchte.

Eine Parabel von Max Habel.

Ein Mann ging einst in einen Wald, um dort den schönsten Baum zu suchen. Er ging darum flüchtig an all den Bäumen vorüber, die seinem rasch wählenden Urteil nicht standhielten — und nur wenn er einen sehr schönen Baum sah, blieb er eine Weile vor ihm stehen und prüfte dessen Stamm und Krone und Blätter. Aber sobald er den sehr schönen Baum solcherart eine Weile geprüft hatte, eilte er weiter, indem er sich sagte: „Dieser Baum ist ja sehr schön, gewiß — aber ob er der schönste ist, das kann ich noch nicht sagen! Da muß ich weiter suchen!“

Und so suchte der Mann weiter und weiter und fand andere, sehr schöne Bäume, und wieder andere sehr schöne Bäume — aber welcher der schönste von allen gewesen war, das hatte er noch nicht herausgefunden. Denn fast jeder Baum

sah da oder dort einen Mangel zu haben. Und er suchte doch den vollendet schönen Baum, diesen Baum, er suchte den schönsten Baum des Waldes — und nur diesen!

Über dieser Suche war er aus dem Walde herausgekommen und stand nun im Freien. Vor ihm dehnte sich ein langer Weg, der ins Unbekannte führte. Und auf diesem Wege ging er nun. Und der Wald war hinter ihm.

Und da geschah es, daß er sich auf einen Straßenstein niederließ und über seinen Suchegang durch den Wald nachdachte.

„Ich bin da durch einen großen Wald gegangen,“ sagte er sich, „worin Bäume über Bäume standen. Aber ich habe eigentlich nur wenige davon gesehen. Ja, ich darf nicht einmal sagen, daß ich durch einen großen Wald gegangen

bin, denn ich habe ja vom Walde auch nichts gesehen! Ich habe ja nur ein paar Bäume gesehen, ein paar Bäume nur, nichts weiter! Und es war doch ein großer Wald voll Bäumen, von denen jeder seine Schönheit gehabt haben mochte! — Ich Tor — wie bin ich blind gewesen! Nun, wenn ich wieder in diesen Wald komme, will ich es anders machen!”

Wie dieser Mann durch den Wald ging, immer auf der Suche nach dem schönsten Baum und ohne der anderen Bäume sonderlich zu achten, wie schön sie auch gewesen sein mochten: so geht mancher Mensch durchs Leben — blind für die tausend Wirklichkeiten und Wunder, die ihn umgeben — immer dem einen Ideale nach, das er niemals, niemals schauen soll!

Das heilige Brot.

Eine Ernte-Erinnerung von Alfred Huggenberger.

Zu meinen Kinderzeiten wurde in unserer Gegend noch das meiste Getreide mit der Sichel abgeerntet. Das war, besonders bei großer Hitze, eine ziemlich mühsame Arbeit. Aber man gewöhnt sich auch an das Rücken; und die Gewißheit, mit dem heiligen Korn das tägliche Brot für ein ganzes Jahr zu gewinnen, weckt ein schönes Dank- und Friedensgefühl im Herzen. Unser kleiner, engverbündeter Schnitterharst rückte damals gewiß nie gedrückt und unfroh aus. Vom Beispiel und Zuspruch der unermüdbaren Mutter angesteckt, von ihrem Lob und Tadel angefeuert und beschämt, trieben wir in schneckenlangsamem, aber auch schnecken-nachdrücklichem Vorrücken einen „Jaa“ nach dem andern in den dichten Halmentwald vor, bis der Acker sich endlich vor der unablässigen Mühewerbung ergeben mußte. Von Geringachten des eigenen Vollbringens keine Spur. Noch war des Schnitters treues Werk, sowie dessen wertgehaltenes Symbol, die Sichel, von einem goldenen Schein umflossen.

Es war einer der schönsten, klarsten Erntetage angebrochen, als für uns der stattliche Kornacker auf dem Rebenbuck an die Reihe kam. Die Sonne hatte sich noch nicht sehr hoch über den Morgenwald erhoben, und doch standen wir dem sauern Tagewerk bereits Aug in Aug gegenüber. Auf dem Ahrenmeer machte ein leiser Wind kleine, zierliche Wellen. Die Mutter weckte die letzte Sichel und sagte wie gewohnt ihren Spruch her:

U Gottesname ag'fange,
Well Gott, daß mer gern höröd.*

Ich hatte den Sinn dieses Arbeitssegens lange Zeit nicht richtig auszudeuten gewußt; denn daß jemand beim Schaffen ungern aufhören könnte, das war für mich nicht verständlich. Ich begriff erst, wie es gemeint war, als einmal im Nachbarort ein Mann beim Heuladen rücklings vom Wagen fiel und das Genick brach.

* Wolle Gott, daß wir gern aufhören.

Daß wir Kinder bei der Arbeit nicht griesgrämig und sauertöpfisch werden konnten, das brachte die Mutter ohne große Mühe fertig. Von Jugend auf mit jeder Bauernarbeit vertraut, vermochte sie auch jedem Tagewerk eine helle Seite abzugewinnen. Mit ihrem Schatz von gereimten und ungereimten Lebensweisheiten, Wetterregeln und alten Merkwörtern geizte sie nicht; sie wußte, daß ein Quintchen Freude und ein Bröcklein Kurzweil das Bittere erträglich und das Erträgliche süß machen können.

Ein Süpplein ohne Salz,
Ein Mäsklein ohne Schmalz,
Eine Nebfrau mit saurem Gesicht,
Bei denen dreien stimmt was nicht.

Nein, meine Mutter war keine von den Geuzerseelen, die immer mit dem Herrgott verzürnt sind. Sie wußte mit ihm umzugehen und anerkannte alles, was er nach ihrem Dafürhalten recht gemacht hatte. Ihr und unser Gesundsein galt ihr als Beweis dafür, daß Gott unsere Ur-eltern rein nur aus Gutmeinen aus dem Paradies hinausbugsiert habe, weil sie dort beim Nichtstun liederlich oder krank geworden wären.

Im Getreideschneiden hatte sie eine so unglaubliche Fertigkeit, daß wir ihr oft staunend zusehen mußten. Das ging wie gehext. Auch meinen zwei ältern Schwestern lief die Arbeit schon ziemlich gut aus der Hand, während mein Bruder und ich uns noch mehr in der Rolle des Lehrbuben bewegten. Wir mußten je und je einmal den Rücken grad machen oder einen aus Ungeschicklichkeit mit der Sichel verletzten Finger verbinden lassen.

Beim Neunuhrimbiß auf dem Rasenbord unterm Schmalzapfelbaum stellte dann freilich jeder seinen Mann. Das war auch eines von den Gottgeschenken, für die sich die Mutter zu Lob und Dank verpflichtet fühlte: unsere immerwährende Bereitschaft, uns mit eßbaren Dingen zu beschäftigen, wo und wann sie uns in greifbare Nähe rückten.